

* Sießhagen, 9. Oktober 1907.

11.

II.

Grundsätze für Erstattung von Gutachten über Handelsgebräuche.

Die Handelskammer wird häufig von Privaten um Erstattung von Gutachten angegangen, was aber auf Grund eines früheren Beschlusses abgelehnt wird. Die Handelskammer erstattet solche Gutachten nur an Behörden. Um vollständig jeden Zweifel auszuschließen, schlägt der zuständige Ausschuss vor, die Grundsätze für Erstattung von Gutachten, so wie sie bisher durch Herkommen geübt und auch bei anderen Handelskammern beobachtet werden, durch einen Beschluss der Kammer festzulegen.

1. Gutachten über die im Handelsverkehr geltenden Gewohnheiten und Gebräuche, über kaufmännische Verkehrssitten, Ortsgebräuche und ähnliche Fragen werden nur auf Ersuchen von Behörden, insbesondere Gerichten, erstattet.
- Eine Ausnahme greift nur dann Platz, wenn der Rechtsstreit, in dem das Gutachten erstattet werden soll, vor einem ausländischen (nichtdeutschen) Gericht, anhängig ist und dieses der Partei die Beibringung eines Gutachtens der Kammer aufgegeben hat. Ueber bereits von der Kammer festgestellte Handelsgebräuche kann auch Privatpersonen jederzeit Auskunft erteilt werden.
2. Im Interesse einer sachgemäßen Erörterung und Beurteilung des zur Beratung stehenden Falles sind bei gerichtlichen Ersuchen in der Regel die Gerichtssakten herbeizuziehen.
3. Soweit sich der zuständige Ausschuss nicht selbst für sachverständig erklärt, ist für die Beschaffung des zur Erstattung des Gutachtens nötigen Materials im allgemeinen der Weg der schriftlichen Umfrage bei den Betrifftengehörigen, die dem in Betracht kommenden Geschäftszweig angehören, zu beschreiten. Die Auswahl der zu befragenden Kreise wird zunächst dem Sekretariat überlassen. Mündliche Erörterungen sollen nur ausnahmsweise, insbesondere zur Aufklärung nicht verständlicher Antworten erfolgen. Gehört dem in Betracht kommenden Geschäftszweig ein Kammermitglied an, so ist dieses zunächst zur mündlichen Beratung hinzuzuziehen.
4. Die Gutachten sind schriftlich zu erstatten und haben sich auf die Beantwortung der gestellten Fragen zu beschränken. Eine Begründung wird nur dann beigegeben, wenn dies von der ersuchenden Behörde ausdrücklich gewünscht wird und der zuständige Ausschuss bzw. die Kammer nicht das Gegenteil beschließt.
5. Eine Nachprüfung des abgegebenen Gutachtens durch die ersuchende Behörde ist abzulehnen; ebenso die Aushängung der Kammerakten und die Mitteilung des dem Gutachten zugrunde liegenden Materials.
6. Eine mündliche Vertretung von Gutachten durch ein Kammermitglied oder den Sekretär der Kammer vor Gericht findet in der Regel nicht statt.
7. Gebühren werden für die Erstattung von Gutachten nicht erhoben.

Im Hinblick auf Errichtung eines Denkmals für den ersten
Präsidenten des Reichsversicherungsamtes Dr. Bödiker er-
sucht die Handelskammer um Bewilligung eines Beitrages für
das Denkmal, das im Reichsversicherungsamt aufgestellt werden
soll.

Der Ausschuss empfiehlt 100 Mark zu bewilligen

Gebühren für Zeugen und Sachverständige.

Die Gefäßrenordnung für Jengen und Sachverständige vom 17. Mai 1888, welche die Sähe der Gefäßrenordnung vom 30. Juni 1878 beibehalten hat, ist in letzter Zeit von Handelskammern zum Gegenstand der Erörterung gemacht und vielfach als berechtigt hingestellt worden. Besonders wird bemängelt,

daß die Geringfügigkeit der Gebührensätze keine volle Entschädigung für den Erwerbsverlust bietet, der infolge Auftretens an Zeuge oder Sachverständiger entsteht. Außerdem wird die Entschädigung für Reiseaufwand nicht als angemessen bezeichnet.

Die besagten Firmen haben sämtlich zum Teil unter Anführung von Fällen, in denen angemessene Entschädigungen verjagt wurden, sich für Erhöhung der Gebührensätze ausgesprochen. Der Ausschuß empfiehlt ebenfalls der Kammer, in dieser Sache eine Vorstellung an den Herrn Justizminister zu richten.

Edjedgejeb

Der von der Regierung veröffentlichte Entwurf eines Schiedsgerichtes hat in seinen Grundzügen die einstimmige Zustimmung von Handel und Industrie gefunden. Nur einige Punkte erscheinen verbesserungsbedürftig. Die auf Veranlassung der Handelskammer Frankfurt eingefetzte, aus Vertretern mittelrheinischer Handelskammern bestehende Schiedskommission hat folgende Abänderungsvorschläge zum Entwurf gemacht:

1. In § 1 soll eine Bestimmung aufgenommen werden, wonach Schecks vor dem Ausstellungstage nicht in Umlauf gesetzt werden dürfen.
2. § 3 soll einen Zusatz erhalten, wonach die Angaben von Zahlungsberechtigten zugelassen werden.
3. Für § 7 wird eine Bestimmung empfohlen, wonach das Indossament an den Bezogenen nicht ungültig sein soll, sondern als Quittung gelten soll.
4. In § 9 soll die Umlaufdauer des Schecks von 7 auf 10 Tage erweitert werden.
5. In § 11 werden Bestimmungen über die Bedeutung des Konrisses des Ausstellers für die Haftungspflicht, in § 23 Bestimmungen über die Haftpflicht bei Fälschung eines Schecks verlangt. Außerdem werden 2 redaktionelle Änderungen vorgeschlagen.

Regelung des Außerlaufesweizens.

Verschiedene Handelskammern haben eingehende Vorschläge zur gleichlichen Regelung des Ausverkaufswesens gemacht. So hat die Handelskammer Saarbrücken ausführliche Vorschläge gemacht, über die die Handelskammer die Fachvereine des Bezirks befragt hat. Leider gehen die Ansichten der Vereine in einzelnen wichtigen Punkten sehr auseinander. Ein Verein will den Ausverkauf bei Aufgabe des Geschäftes und gänzlicher Aufgabe eines Artikels gestattet wissen. Neuerdings hat noch die Handelskammer München-Gradbach ausführliche Vorschläge veröffentlicht, während die Handelskammer Bielefeld nur einige grundsätzliche Forderungen aufgestellt hat. Die Handelskammer Wiesbaden und Magdeburg haben zur Uebereinkunft des Ausverkaufswesens die Einsetzung besonderer, von der Handelskammer zu ernennender Sachverständiger — sogenannte Ausverkaufskommission — in Vorschlag gebracht.

Bei der Fülle der Vorschläge erscheint eingehende Prüfung geboten. Da aber bereits für den Winter der Entwurf eines Gesetzes über das Ausverkaufswesen angehängt ist, so erscheint es zweckmäßig, die ganze Prüfung bis zum Erscheinen des Gesetzesentwurfes zu vertagen.



* Biegsbaden, 10. Oktober 1907.

4. Verbandstag des Srenotadiygraphen-Verbandes Rhein-Main-Gau.

Das wohlgelungene Arrangement setzte am Samstag abend mit einem Vortragabend im Saale des Westend-Hofes ein. Als

Erst für den bayerischen Landtagsabgeordneten Rechtsanwalt Dr. Thoma-Kugsburg, der aus parlamentarischen Gründen am Erscheinen verhindert war, erschien Herr Parlamentärssteno- graph Johannes Dahms-Berlin und referierte über die steno- graphischen Einigungsbestrebungen. Redakteur W. Gey-Brand- stadt a. M. verbreitete sich über die stenographische Lage in Wies- baden und verlegte dabei das ungerechtfertigte Verhalten eines hiesigen Gymnasial-Direktors einer scharfen Kritik. Zu diesem Vortrag waren schon eine Anzahl Stenographen aus dem Verbandsgebiete anwesend.

Am Sonntag morgen um 9 Uhr begannen in den 5 verschiedenen Sälen des Verbandszweitzschreibens in den Abteilungen von 60 bis 350 Silben pro Minute vor geladenen Gästen sowie unter Anwesenheit eines großen Publikums. Inzwischen trafen auch die Vereinsvertreter in größerer Anzahl ein, so daß um 10½ Uhr die Verhandlungen ihren Anfang nehmen konnten. Der 1. Vorsitzende Herr Regierungsekretär Jaeger-Wiesbaden erstattete seinen Jahresbericht, dem wir kurz folgendes entnehmen. Der Verband hatte im letzten Jahre einen bedeutenden Zuwachs erfahren, im ganzen wurden unterrichtet rund 1200 Damen und Herren, davon kommen aus Wiesbaden Eng Schnell 128, Verein für Stenotachographie 9 und Gymnasial-Schülerverein 36 Unterrichtete. Neugegründete Vereine in Soden, Nieb, Dohheim und Sonnenberg wurden in den Verband aufgenommen. Die Vorstandswahl ergab folgendes Resultat. 1. Vorsitzender Herr Reg.-Sekretär Jaeger-Wiesbaden; 2. Vorsitzender Kaufmann Walter Kirchhoff-Frankfurt a.M. Kassierer W. Veder-Nübelheim; Schriftführer Fritz Klapp-Frankfurt am Main. Nach der Wahl der Prüfungskommission wurden die verschiedenen Anträge beraten, zum großen Teil Propaganda betreffend, wurde noch beschlossen, alljährlich zweimal Preis-Schön-Korrektzschreiben abzuhalten und zwar in zwei Abteilungen für Anfänger und Fortgeschrittene. Der Tag und Ort der nächsten Wanderversammlung wird bei der nächsten Vorstandssitzung des Verbandes bestimmt. Nach den Verhandlungen begann das gemeinsame Festessen von 76 Teilnehmern, Küche und Keller des Wiesbadener Vereinswirtes ließen durch- und nichts zu wünschen übrig. Man begab sich nunmehr zur Besichtigung der Stadt, geführt von den Wiesbadener Schriftge- nossen, und bald bewogte sich der ca. 160 Personen starke Zug von Stenotachographen durch unsere Straßen.

Abends 7 Uhr begab man sich zum 10jährigen Stiftungsfest des Stenographen-Vereins Eng-Schnell im Kaiserpark und diese Feier, die so glanzvoll verlief, sollte die Größ. des Stenographen-Vereins Eng-Schnell repräsentieren. Der große Saal war nämlich überfüllt von Schriftgenossen und Schriftgenossen. Das 10. Stiftungsfest beging der Eng-Schnell und gleichzeitig sind es 10 Jahre, das Herr Jäger den Verein gründete und leitete. Aus Anerkennung widmeten ihm seine Mitglieder zu seinem 10jährigen Jubiläum ein geschmücktes Diplom. Die Festrede hielt Herr Parlamentssteno-graph Johannes Dahms-Berlin. Obwohl das Fest sich bis zu früher Stunde hinausdehnte, fanden sich doch am Montag früh 10 Uhr zur festgesetzten Stunde die Vereinsdelegierten ein, um weiter zu beraten. Der Verbandstag zeigte, was in Stenographie geleistet werden kann. Bei dem dem Verbandstag vorausgegangenen Preis-, Schön- und Korrektschreiben erhielten a. a. die Wiesbadener Vereine folgende Preise: 1. Preis Herr Schleicher, Verein Erbenheim; ferner einen 1. Preis Fräulein M. Schmitt und Fräulein Anna Walter in Wiesbaden, einen 2. Preis Herr G. Jäger vom Schülerverein; einen 3. Preis Fräulein Anna Grohmann-Dohheim. Herr Th. Donnerer und H. Kapper erhielten lobenswerthe Anerkennungen. Auch im Wettschreiben errangen Wiesbadener Stenographen recht schöne Preise. Vor allem ist anzuerkennen, daß Mitglieder des Gymnasial-Schüler-Vereins sich beim Wettschreiben in den Abteilungen 80 bis 100 und 120 bis 140 beteiligten und 5 Preise errangen.

Berliner Börse. 9. Oktober 1907

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ %, Privatsdiskont 4 $\frac{3}{4}$ %.

[illegible]



Nr. 238

Freitag, den 11. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Nachdruck verboten.)

— Schluß. —

Der Tag war so frisch und heiter, daß Editha sich entschloß, den Weg, der fast ganz durch einen Buchenwald führte, zu Fuß zurückzulegen. Die Diakonissin empfing die Baronin, die schon einige Erfrischungen für die Kranke geordnet hatte, in der Tür. Es ging heute schon sehr viel besser, berichtete sie. Die Freude habe den Kranken merkwürdig gekräftigt. Editha lobte das Aussehen der kleinen Wohnung, die unter der sorgenden Hand der Schwester hübsch und sauber erschien, und segnete im stillen ihren Entschluß, diese Pflegerin herbeirufen zu haben. Nun waren auch die Ärmsten und Verlassendsten des Dorfes nicht mehr ohne Hilfe oder auf den Beistand anderer, außerdem schon mit Arbeit überlasteter Familienglieder angewiesen.

Die Kranke preßte die Hand der Baronin, die sich sanft auf ihre arbeitsbarten Finger legte, an ihre Lippen. „Dank, tausend Dank, gnädige Frau Baronin! Der Herrgott sei mit seiner Gnade bei Ihnen und schenke Ihnen Glück und Segen!“ hauchte sie voller Andacht.

„Glück und Segen!“ dachte Editha, als sie einige Minuten darauf weiter dem Forsthaus zuschritt, der jetzt ohne Weib und Kind einsam dort hausen mußte. Gab es noch ein Glück für sie? Ach, sie hatte es ja nur wie ein Schattenbild an sich vorübergehen lassen, und wie bald war es in Nacht und Dunkel versunken!

Ein „Guten Tag, gnädige Frau Baronin!“ tönte ihr von der offenen Tür eines Hauses, an dem sie eben vorüberging, entgegen.

„Guten Tag, Dörthe! Wie geht's?“

„Gott sei gepriesen, gut! Wollen die Frau Baronin nicht einen Augenblick bei mir eintreten?“

Editha folgte freundlich der Einladung. Mit Befriedigung glitt ihr Auge dabei über die saubere Kleidung der wenn auch noch nicht kräftig, so doch gesund aussehenden Frau. Welch eine Wandlung war da vorgegangen. Und die Kinder? Keine Unordnung, keine schmutzigen Hände und Gesichter mehr. „Du bist zufrieden?“ fragte sie, in der weiß getünchten Stube mit den blank geschuerten Stühlen sich umschauend.

„Ich kann nicht klagen,“ antwortete die Frau. „Ich habe Arbeit, und da ich meinen Lohn jetzt behalten und nach meinem Willen verwenden darf, kann ich für meine Kinder sorgen und alles blank und proper halten.“

„Und Deine ältesten Kinder?“ fragte Editha.

„Der Junge ist noch in der Lehre beim Schmied in Frauenstein, wohin ihn der gnädige Herr Baron gebracht hat. Er geht jetzt zum Herrn Pastor in die Christenlehre und mit Gottes Hilfe wird doch noch ein braver Mensch aus ihm. Der Unfriede im Hause hatte ihn ganz verdorben, er war ein verwahrloster Bursche.“

„Und Deine Tochter?“

„Ach, wissen die gnädige Frau Baronin denn noch nicht? Die will ja Fräulein Gertrud in die Pfarre als Stubenmädchen nehmen, wenn sie sich verheiratet.“

„Nein, Gertrud hat mir noch nichts davon gesagt; aber es freut mich, freut mich sehr.“

„Die Frau Baronin wollen noch zum Förster?“ fragte die Schula, als Editha sich zum Fortgehen anschickte. „Ich sah ihn über die Felder nach seinem Hause gehen. Der Herr Baron war mit ihm.“

„Der Herr Baron? Seit wann ist er zurück?“

„Seit gestern abend, glaube ich. Er hat hier auch schon im Vorübergehen vorgesprochen und sich nach den Kindern erkundigt. Ach, aber verändert wird ihn die gnädige Frau Baronin finden, so hell schaut er jetzt aus den Augen, so ganz anders wie im vorigen Sommer. Da ging er immer so still und in sich gekehrt herum und blickte nicht rechts noch links. Jetzt sieht er so fröhlich in die Welt, als stände ihm etwas recht Gutes bevor.“

Editha nickte der Geschwätigen noch einmal zu und eilte hastig weiter. Bald aber mähigte sie ihren Schritt, eine eigene Bangigkeit überfiel sie. „Dörin“, schalt sie sich. „Meine Nerven sind noch immer nicht so stark, wie ich glaube.“

Der Förster saß vor der Tür seines Hauses und rauchte, aber er war allein, Editha konnte sich eines Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren, als der alte Mann ihr ehrfurchtsvoll entgegentrat und sie nötigte, sich auf der Bank neben ihm auszurufen. Aber sie fühlte sich wirklich müde und hatte auch ries und jenes zu fragen, was des alten einsamen Mannes Betragen betraf. „Unser Herr Baron ist auch wieder hier,“ bemerkte er, als er ihre sorgenden Fragen beantwortet hatte. „Er wollte zu der Frau Baronin hinüber und ging nur für einen Augenblick mit dem Gehilfen nach der Waldecke, wo die Raupen in diesem Frühjahr so viel Schaden getan haben.“

Editha blickte nach der angegebenen Richtung. Da trat auch schon Bruno aus dem Schatten der Bäume hervor, der Forstgehilfe in bescheidener Entfernung neben ihm. Als er die schlanke schwarze Frauengestalt an der Seite des alten Försters erblickte, stupte er und blieb einen Moment stehen. Dana aber ging es wie ein Glanz über sein Gesicht. Beide Hände streckte er ihr entgegen. „Editha!“

Was war es, das ihr bei dem Klang seiner Stimme alles Blut zum Herzen trieb? Sie mußte sich Gewalt antun, um vor den Augen der beiden sie beobachtenden Männer ihre Fassung zu bewahren. „Willkommen in der Heimat!“ fuhr er fort. „Ich war im Begriff, Sie in Frauenstein aufzusuchen. Gestatten Sie mir, Sie auf Ihrem Heimweg zu begleiten.“ Sie nahm mit leiser Neigung des Hauptes sein Anerbieten an.

Bruno schüttelte dem alten Förster zum Abschied die Hand. „Wir sprechen ein andermal weiter über den Wald.“

Wenige Minuten später schritt er an Edithas Seite auf dem von Buchen überschatteten Wege hin, der nach Frauenstein führte.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, leises Rauschen ging durch die Zweige, die Vögel zwitscherten im Laube. Beide überkam die Erinnerung, wie sie vor noch nicht einem

Jahre denselben Weg nebeneinander gewandelt waren. Der Herbstwind hatte damals weisse Blätter zu ihren Füßen geweht. In ihnen war es dunkel gewesen, dunkel und hoffnungslos. Heute umwob der lichte Sommerabend sie mit einem Zauber, und wie ein seliges Sinnen zog es durch ihre Seele. Die Herzen klopfen hoch, wie ahnungsvolles Zittern eines nahenden Glückes. Sein Blick suchte die Augen Edithas.

„Wie ich mich freue, wieder hier zu sein in der Heimat,“ sagte sie, sich ihm zuwendend und auf die emporragenden Stämme der Buchen deutend. „Und ist es auch noch so schön gewesen, die Heimat erlebt doch nichts. Trotz aller Herrlichkeit des Meeres, trotz des Zaubers, der über Berg und Thal von San Remo ruht, verließ mich doch die Sehnsucht nicht nach meinem nordischen Walde, nach all den mir vertrauten Stätten.“

„Und doch weilten Sie so lange in der Ferne! Ach, wenn Sie wüßten, Editha, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe! Während des ganzen langen Winters drehte sich mein Denken und Hoffen nur um Sie. Endlich kam der Frühling, doch auch er brachte Sie nicht zurück.“

„Sie wissen, was mich zurückhielt. Dennoch,“ fügte sie mit warmem Ausblick zu ihm hinzu, „habe ich im Geiste viel mit Ihnen verkehrt, mich an Ihren Erfolgen erfreut, und da ich der Aufführung Ihres Dramas nicht beiwohnen konnte, es doch mit großem Interesse gelesen. Welch tiefen Blick haben Sie in die weibliche Natur getan, wie richtig und zart das Gemüt und das Denken Ihrer Heldin geschildert!“

„O Editha! Was ist mir das Lob der Welt gegen das, was Sie meinem Werke soeben gespendet!“ Sie senkte heiss erglühend den Blick.

Man war jetzt bei den ausgedehnten Parkanlagen Frauensteins angelangt. In einem von blühendem Hollunder umfaßten Boskett wirkte einladend eine Ruhebank. Mit sanfter Gewalt zog Bruno die leise Widerstrebende dort nieder an seine Seite. So stürmisch pochte ihm das Herz, daß ihm fast der Atem verging. Zitternd tastete seine Hand nach der ihren. Die lange im Herzen getragene Liebe durchbebt ihn mit einer Allgewalt. Und wie Sturmwind brauste es von seinen Lippen; das ganze Bekenntnis seines Hoffens und Sehns. Wie ihr Bild ihn stets umschwebt, wie er an sie gedacht in stillen Nächten, wenn die Sterne am dunklen Himmel bis zu seinem Lager geblinkt, als brächten sie ihm Grüße von ihr, der Süßen, der Holden. Wie er gewöhnt, seine Gedanken mühen auch die ihren magnetisch anzuziehen, auch sie müsse seiner gedenken, ein Funken von der großen Flamme, die in ihm brenne, auf sie übergeben. „O, Editha, sprich ein Wort,“ flehte er mit heissem Blicke.

Alle Zurückhaltung, aller Stolz des so lange im Herzen vereinsamten Weibes zerschmolz vor dem Feuer dieser heißen und reinen Liebe. War es möglich? Sollte sie noch einmal glücklich, wahrhaft geliebt werden? „Ja, Bruno,“ hauchte sie. „Dein, für ewig dein!“

Wie ein Jubelschrei löste es sich von seinen Lippen. „Dank, tausend Dank!“ stammelte er, ihr Antlitz und ihre Hände mit heißen Küßen bedeckend. „Editha, meine Editha! Kennst du jene Wüste der Wüste,“ fuhr er nach einer Weile, sie zärtlich an sich pressend, fort, „der die Griechen den Namen Repenthes gegeben, das heißt Stillerin alles Leidens und aller Schmerzen der Erde? Wenn der Tau gefallen ist, schließt sie ihre Blätter. Doch kommt ein in der Hitze verschmachtender Vogel in ihre Nähe, dann öffnet sie ihren Kelch und gibt ihm Erquickung. So geht es mir mit dir. Meine Seele schmachtete nach Liebe und Verständnis; ich suchte ein Herz und fand es nicht, glaubte es zu finden und wurde getäuscht. Du aber gabst mir Erquickung, Glück und Leben, du, meine Repenthes, Stillerin aller Schmerzen.“

Sie sagte nichts, ihren Kopf nur lehnte sie an ihn in seligem Schweigen. Da erklang eine helle Kinderstimme: „Mama, liebe Mama!“ Die Wangen wie mit Blut übergossen, riß sich Editha aus den Armen des Geliebten. „Günter, mein Liebling.“

Der blonde Knabe kam mit fliegenden Locken und heiss geröteten Wangen auf die Mutter zugeflogen. Mit einer Heftigkeit, wie sie sonst ihr fremd war, hob Editha den Kleinen in die Höhe und küßte den blühenden Kindermund.

Wenige Tage darauf trafen Altens mit sämtlichen Kindern in Frauenstein, fast zu gleicher Zeit die Mätin in Schönwalde ein. Sie war die erste, der die Liebenden sich offenbarten. Es war am Tage nach Gertruds Hochzeit, die mit allem Pomp vor sich ging. Die Gäste hatten fast alle schon Schönwalde verlassen, nur die Mätin war auf Bruno's Bitten noch geblieben. Editha, die nach dem Förster gesehen hatte, fuhr am Schlosse vor, um der Mätin einen Besuch zu machen. Und nun, beim Alleinsein mit der liebenswürdigen Frau, flossen die Lippen der Glücklichen über. Vor Freude weinend umarmte die Mätin die

Schweregeprüfte, die einer unter Schnee und Eis erstarrten Knoche gleich und jetzt unter dem warmen Hauch der Liebe sich erst zu vollem Liebreiz zu entsalten begann.

„Wie gut, wie prächtig von Ihnen, lieber Freund!“ rief sie, Bruno die Hand entgegenstreckend, „daß Sie dieser um ihre Jugend betrogenen Seele Ihr Leben widmen, ihr das Glück bereiten wollen, das sie so lange entbehren mußte.“

Erstbitterte beugte Bruno sich über der Freundin Hand. „Ich wußte ja, daß Sie sich mit mir freuen würden,“ sagte er, einen innigen Blick mit Editha tauschend. Auch Altens waren nicht gar zu sehr erstaunt, als sie von dem neugeschlossenen Bündnisse hörten. „Ich ahnte es ja längst,“ meinte Asta. „Seid Ihr doch wie für einander geschaffen.“

Im Spätherbst, als der erste Schnee Wald und Felder bedeckte, war es Pastor Lorenz vergönnt, die Hände des von ihm so hoch verehrten Paares in der kleinen Kirche zu Frauenstein vor dem Altar segnend ineinander zu legen.

„Ihr Glücklichen,“ sprach Asta bewegt, als sie mit Gemahl und den Kindern von den Neuvermählten sich verabschiedete. „Gott beschütze Euch und erhalte Euch Eure große Liebe!“

„Möchte Altas Wunsch sich an uns erfüllen,“ sagte Bruno, als er, allein mit seiner jungen Frau, sie im Arm hielt, ihr tief und innig in die Augen sehend. „Möchte nie der Augenblick kommen, wo wir uns weniger lieben als jetzt.“

Sie schmiegte sich voll Bärtlichkeit an ihn. „Glaubst Du, daß das möglich ist?“

Er neigte sich über sie und preßte die Lippen auf ihr blondes Haupt. „Mein Weib!“ flüsterte er. Und alle Liebe und Seligkeit, die in diesem Augenblick ihn durchflutete, drückte sich aus in diesen beiden kurzen Worten.



Die richtige Pose. Der Herzog von Wellington, der Sieger von Waterloo, sah eines Tages dem bekannten Bildhauer John Steef zu einer Statue, und der Künstler wollte ihm auch ein recht kriegerisches Aussehen verleihen. Doch alle seine Bemühungen waren vergeblich, denn Wellington schien, nach seinem Gesicht zu urteilen, sich nie mit der Strategie befaßt zu haben. Schließlich verlor der Künstler die Geduld. „Da ich die Statue Euer Gnaden anfertigen will,“ rief er, „so sagen Sie mir doch wenigstens, was Sie vor der Schlacht bei Salamanca taten. Mitre Sie über das Schlachtfeld und feuerten Ihre Leute durch Wort und Tat zum Kampfe an?“ „Ach nein,“ versetzte Wellington lachend, „das tat ich offen gestanden nicht. Wenn Sie mich durchaus historisch wiedergeben wollen, so stellen Sie mich auf dem Bange liegend dar, in der Hand ein Teleskop.“

Das Hochzeitskleid. Um eine Erbschaft von 12.000 Francs nicht einzubüßen, die eine exzentrische Tante ihr hinterlassen hatte, ließ sich in Frankreich kürzlich eine junge Dame in einem Brautkleid trauen, das zwar nach neuester Mode hergestellt, dessen Stoff aber größte Seidenwand war.

Die Outfrage in der Kirche. Die jede Aussicht versperrende Größe des modernen Riesenhutes, die im Theater schon so viel Schaden angerichtet und Entrüstung hervorgerufen hat, beginnt nun auch in der Kirche unheilvoll zu wirken. So haben sich die Männer, die die Presbyterianerkirche von Brooklyn besuchen, bei dem Rev. Warren Wilson beschwert, daß ihnen durch die Hutungetüme der Damen jede Aussicht auf die Kanzel benommen und auch ihre Andacht gestört werde. Der Reverend hielt darauf vor Beginn des Gottesdienstes eine Ansprache, in der er die Damen ersuchte, ihre Hüte abzunehmen. „Ich weiß,“ so erklärte der Geistliche, „daß Paulus in der Epistel an die Korinther sich strenge dagegen wendet, wenn die Frauen ohne Kopfbedeckung zum Gebet gehen, aber es ist nicht immer möglich, eine moderne Kirche nach den von Paulus aufgestellten Grundsätzen zu leiten. Da durch die Hüte den Männern jede Aussicht versperrt ist, wenn sie mehr als fünf oder sechs Reihen zurückstehen, so bin ich gezwungen, auch gegen die Autorität des Paulus von Ihnen zu verlangen, daß Sie von nun an in der Kirche stets Ihre Hüte abnehmen.“

Ein tüchtiger Schütze. Auf eine originelle Art und Weise überzeugte der Oberst Cody, der unter dem Namen „Buffalo Bill“ bekannt und berühmt geworden ist, die Pawnee-Indianer, daß seine Fertigkeit im Schießen der ihrigen gleich kam. Während einer militärischen Expedition stieß er auf einen Trupp Indianer, mit denen er nach der üblichen Sitte die Friedenspfeife rauchte. Er blieb bei ihnen, und als man eines Tages auf eine Büffelherde stieß, bat Buffalo Bill, sich der Jagd anschließen zu dürfen. Die Indianer widersetzten sich dem, denn sie meinten, der weiße Mann würde die Tiere fortschrecken. 73 Indianer griffen die Herde an und töteten 23 Büffel. Am nächsten Tage entdeckte man eine neue Herde, und Buffalo Bill bat um die Erlaubnis, seine Treffsicherheit zeigen zu können. Die Indianer gingen auf seinen Wunsch ein und folgten mit ironischem Lächeln den Vorbereitungen des Obersten. Man denke sich ihr Erstaunen, als Cody allein in 45 Minuten 48 Büffel tötete und sich auf diese Weise die Bewunderung und Freundschaft der Pawnee-Indianer für immer erworb.

Wie Carnegie eine Lehre empfing. Unter den Leuten, die durch ihre Verbindung mit Andrew Carnegie zu großem Reichtum gelangten, befindet sich auch ein Herr Andrew M. Moreland, der lange Zeit als Sekretär und Kassierer der Carnegie-Company fungierte. Ehe er diesen verantwortungsvollen Posten erhielt, war er Rechnungsrevisor der Gesellschaft, und in dieser Eigenschaft sah er sich einst veranlaßt, eine Auskunft bei Herrn Carnegie einzuholen, der ihm ein Glas Wein vorsetzen ließ. „Danke, ich trinke nicht,“ sprach Herr Moreland. Etwas später bot Carnegie ihm Zigarren an, aber nur um dieselbe Antwort zu erhalten: „Danke, ich rauche nicht.“ Als die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt waren, schlug Carnegie eine Partie Whist vor. „Danke, ich spiele nicht Karten,“ war Morelands Antwort. „Ja, sagen Sie mir mal, Andy,“ sprach da Carnegie, „warum tun Sie denn das alles nicht?“ „Aus einem sehr einfachen Grunde,“ war die Antwort. „Ich habe bei Ihnen so schwer und angestrengt arbeiten müssen, daß ich kaum Zeit hatte, es zu lernen.“ Carnegie stupte und sagte nach einigem Nachdenken: „Sie haben recht, Andy. Morgen treten Sie einen dreimonatigen Urlaub an. Aber ich mache zur Bedingung, daß Sie die Zeit benutzen, um noch etwas anderes zu lernen, als zu arbeiten.“

Die höchsten Dörfer der Schweiz. Den Ruhm, die höchstgelegene Ortschaft der Schweiz zu sein, hat das Dörflein Cresta in Avers, einem Seitental des Hinterrheins, das vom Septimer-Paß herabkommt. Cresta liegt in einer Meereshöhe von 1949 Meter und im Abstand von wenigen Kilometern von der italienischen Grenze im Bereich des Kantons Graubünden. Der durch seine Alpenforschungen bekannte Prinz Ronald Bonaparte hat noch eine Reihe von anderen ständigen Ansiedlungen zusammengestellt, deren Höhenlage ähnliche Beträge erreicht. Da ist das Dorf Chandolin im Val d'Anniviers in dem südlichen Quertal des Oberwallis, das seinen Ursprung am Ende des Cinalgletschers nimmt und im Süden von dem vereisten Gebirgsstock der Dent Blanche und des Gabelhorns und im Osten vom Weißhorn eingeschlossen wird; Chandolin besitzt eine Höhe von 1938 Meter. Dann folgen St. mit 1918 Meter im Graubündner Münsterthal, das vom Oespaß zur Etsch hinabzieht; Arosa in Graubünden mit 1892 Meter; St. Moritz im Engadin mit 1856; Pontresina mit 1803 Meter. Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß sich im Kanton Graubünden die Mehrzahl der höchstgelegenen Schweizer Ortschaften findet. Das erwähnte Val d'Anniviers in den Walliser Alpen ist besonders ausgezeichnet durch zahlreiche Niederlassungen in Höhen zwischen 1300 und 1900 Meter, die Bewohner aber steigen bis 540 Meter Meereshöhe hinab, um ihre Acker zu bewirtschaften, und führen ein echtes Romadenleben. Diese Angaben beziehen sich nur auf die ständig bewohnten Ortschaften, während die nur zur Sommerzeit besiedelten, im Winter aber verlassen Dörfer noch in erheblich größere Höhen hinaufsteigen. Bei Cresta liegt der Platz Zuf in 2133 Meter, am Fimbelen-Gletscher das gleichnamige Sommerdorf in 2075 Meter Höhe, wo noch bis 2100 Meter Meereshöhe Roggen gebaut wird. Die höchsten im Sommer bewohnten Hütten sind innerhalb

des Gebiets der Schweiz wohl im Gringol-Tal (Val d'Anniviers) zu finden, wo die Hirten der Dona-Alp im Sommer noch in 2665 Meter Höhe haufen.

Bedeutungsvolle Blumen. Die Blume im Knospfloß, die ein paar Jahre hindurch nicht mehr recht „fair“ gewesen war, ist wieder in Mode. Aber die schöne Sitte, durch Blumen seine Anschauungen und Sympathien auszudrücken, verschwindet mehr und mehr. Zum ersten Mal ist wohl in den Kriegen der weißen und der roten Rose eine Blume zum Symbol feindlicher Parteien und politischer Prinzipien gemacht worden. In der französischen Revolution nahmen die Republikaner das grüne Laub als ihr Emblem in Anspruch, nachdem Camille Desmoulins von einem Baum des Palais-Royal einige Blätter abgerissen und sich damit geschmückt hatte. Die Anhänger Boulanger's hatten sich die rote Nelke als äußeres Zeichen ihrer Gesinnung ausgewählt. Die Veilchen sind während der Restauration zum Wahrzeichen der Bonapartisten geworden. Dadurch wird eine kleine Anekdote verständlich, die man von der berühmten Schauspielerin Mlle. Mars berichtet. Sie erbat eines Tages von ihrem Direktor de la Ferté, dessen Spitzname Schmetterling war, Urlaub. Da die Mars eine eifrige Bonapartistin und de la Ferté ein enragierter Bourbonenfreund war, so sagte er: „Ich werde Ihnen Urlaub geben, wenn die Veilchen sich in Lilien verwandelt werden.“ „Und ich, mein Herr“, sagte die temperamentvolle Schauspielerin, „werde Sie noch einmal um Urlaub bitten, wenn sich die Schmetterlinge in Adler verwandelt werden.“ Bei uns ist, seitdem die Lieblingsblume des alten Kaisers Wilhelm, die Kornblume, nach seinem Tode in Vergessenheit geraten ist, keine Blume mehr beliebt, durch die bestimmte Gefühle ausgedrückt würden. Der Kaiser von Oesterreich aber hat noch eine ausgesprochene Lieblingsblume, das Edelweiß, von dem er in jungen Jahren seiner Braut als lühner Bergsteiger einen vollen Strauß geschenkt haben soll.

Blütenfarben und Temperatur. Man ist im allgemeinen geneigt, die dunkle, leuchtende Blütenfarbe der Alpenpflanzen dem intensiveren Licht zuzuschreiben, dem sie auf ihren hohen Standorten ausgesetzt sind. Beobachtungen, die man an denselben Pflanzen im nördlichen Norwegen machen kann, lassen jedoch vermuten, daß bei diesen Färbungen eigentlich die Temperatur die entscheidende Rolle spielt. Für Blüten einiger Arten der in Mexiko, Ostindien und Australien heimischen Trichterwinde (Ipomoea), die bei uns vielfach als Gartenzierpflanze kultiviert wird, ist diese Vermutung jedenfalls zur Gewissheit geworden, indem, wie die „Münch. Allg. Zeitung“ mitteilt, von dem Freiburger Botaniker Friedrich Hildebrand nachgewiesen werden konnte, daß an dieser Pflanze Farbenänderungen nur durch Temperatureinflüsse hervorgerufen werden. Ipomoea Loarii, eine bei uns im Sommer sehr üppig gedeihende Trichterwinde, ist ausgezeichnet durch ein leuchtendes, schweres Dunkelviolett ihrer Blüten. Beim Abblühen, das je nach Temperatur und Jahreszeit schon am Vormittag oder auch erst am Nachmittag desselben Tages erfolgt, geht das Violett dann regelmäßig in ein bläuliches Rot über. So verhielt sich die Pflanze den ganzen Sommer hindurch, bis Mitte September, wo plötzlich eine Temperaturerniedrigung auf zwei Grad Celsius eintrat. Zwar öffneten sich die Blüten noch in der durchaus normalen Weise schon in der ersten Morgenstunde, aber sie nahmen nicht mehr die leuchtend dunkelviolette Färbung an, sondern erschienen violettrot bis fast rosarot. So blieb es bis Ende September. Als dann die Temperatur wieder stieg, trugen die aufgehenden Blüten wieder durchweg die alte Farbe, bis ein neuer Frost eintrat und sie abermals rosarot erschienen. Da die Sonne von früh Morgen an einem wolkenlosen Himmel stand, konnte von Lichtmangel als Ursache der Verfärbung nicht die Rede sein. Eine ganz ähnliche Beeinflussung zeigte eine andere, normalerweise hell himmelblau blühende Art der Trichterwinde, indem sie infolge des Temperaturwechsels eine violettrote Färbung annahm und außerdem mit fünf roten, flach in derselben Lage auftretenden Längsstreifen versehen war.

Das Gespenst in der Küche. Ueber eine anmaßliche Gerichtsverhandlung in Wien berichtete das dortige „Extrablatt“: Der Zivilrichter des zweiten Bezirks hatte kürzlich über eine Klage des Dienstmädchens Katharina Mach gegen ihre letzten Dienstgeber zu entscheiden, die einen drohigen Hintergrund hatte. Das Dienstmädchen begehrte 50 Kronen als Ersatz für ungerechtfertigte Entlassung ohne vierzehntägige Kündigung, während ihr ehemaliger Herr, Dr. jur. Anton K., einwandte, es sei der Klägerin ordnungsmäßig vierzehntägig gekündigt worden, sie aber habe den Platz sofort verlassen. Laut Angabe des Mädchens hat es mit ihrem Scheiden aus des Doktors Hause folgende Verwandtnis: Die Frau sei sehr eifersüchtig und habe geargwöhnt, ihr Gatte pflege nach Tisch, da sie Siesta hielt, in die Küche zu schlüpfen und mit dem Mädchen zu schäkern. Hier von wollte sie sich überzeugen und, anstatt ihr Schläfchen zu halten, sich einmal in der Küche verstecken. Da dies nicht anders möglich war, wählte sie die ziemlich große leere Kohlenkiste als Versteck, schlüpfte eines Tages gleich nach dem Mittagmahle in die Kiste, lauerte sich zusammen und ließ den Deckel herab. Bald kam auch das Mädchen in die Küche und begann zu scheuern und zu putzen; der Gatte kam aber nicht nach. Der lauschenden Frau war der Posten bald sehr unangenehm, — es kam aber noch schlimmer. Das Mädchen ergriff einige Speisereste und warf diese gewohnheitsmäßig ahnungslos, den Deckel nur ein klein wenig hebend, in die Kiste, dann schleuderte sie kehricht hinein; hierauf folgte Asche — das war der Frau denn doch zu arg. Der Deckel hob sich, und geisterartig stieg ihre Gestalt in die Höhe. Das Mädchen schrie und rief alle guten Geister an, die Frau befahl ihr, zu schweigen, — dann kam der Gatte dazu. Die nun folgenden Auseinandersetzungen — so versicherte das Mädchen — hätten dazu geführt, daß ihr die Frau befohlen habe, das Haus zu verlassen. Nachdem ihr Anwalt zuerst die Intervention der Polizei angerufen hatte, die sich für unzuständig erklärt hatte, wurde die gerichtliche Klage eingebracht. Auf Grund der Aussage der Frau, welche bezeugte, sie habe der Klägerin gekündigt, sie aber nicht sofort entlassen, erkannte der Richter auf kostenpflichtige Abweisung der Klage.

Ueber den modernen Großstadtverkehr. Es ist öfter der Versuch unternommen worden, das Drängen und Treiben des Verkehrs an einigen wichtigen Punkten der Großstädte zahlenmäßig festzustellen. So wurde bereits im Oktober 1900 in Berlin beobachtet, daß über den Potsdamer Platz, den Hauptpunkt des Wagenverkehrs, von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends 5410 Lastfuhrwerke, 1892 Handwagen, 893 Privatfuhrwerke, 427 Postwagen, 9286 Droschken, 2170 Omnibusse, 4837 Straßenbahnwagen und 2497 Radfahrer kamen, das heißt in jeder Stunde durchschnittlich 1700 Fahrzeuge. In der Leipzigerstraße, zwischen Jerusalemstraße und Markgrafenstraße, passierten in derselben Tageszeit ungefähr 8000 Wagen und über 100 000 Fußgänger. An der Stelle des Hauptfußgängerverkehrs, in der Königstraße unter dem Stadtbahnbogen, zählte man sogar 137 000 Fußgänger und rund 11 000 Wagen. Heute sind diese Zahlen natürlich schon weit überholt. Noch größer als in Berlin ist das Straßentreiben, besonders der Wagenverkehr, in Paris und in London. So zählte man in Paris zum Beispiel in der Rue de Rivoli an der Ecke des Louvre täglich 28 000, in der Avenue de l'Opéra täglich 24 000 vorbeikommende Fuhrwerke. In London fuhrten am Walsingham House in Piccadilly im Januar 1903 von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends 15 282, am Strand 11 172 Wagen aller Art vorüber. An dem Hauptverkehrsplatze der City, an der Bank, eilten täglich 248 015 Fußgänger vorüber, von denen nur 26 200 sich der kürzlich dort angelegten unterirdischen Passage bedienen, und neben allem möglichen andern — leider nicht festgestellten — Wagenverkehr fuhrten dort in jeder Stunde des vollen Betriebes allein 690 Omnibusse entlang. Ein riesiger Verkehr flutet fortwährend über die zahlreichen Themsebrücken; über die verkehrsreichste von ihnen, die London Bridge, gingen am 11. Februar 1901 116 900 Fußgänger, und 1903 wurde sie an einem Tage von 29 872 Fahrzeugen benutzt.



Angerklugheit. Zur Zeit als Kirby Smith vermeintlich Cincinnati belagerte, herrschte unter den Farbigen große Aufregung. Bei einem ihrer „Kriegsmeetings“ wurde die Frage besprochen, ob sie sich der Regierung als Freiwillige anbieten sollten. Die Majorität war dafür und der Patriotismus der Anwesenden erreichte einen afrikanischen Höhegrad. Allein vor der Abstimmung brachte ein großer pechschwarzer Neger eine plötzliche Umstimmung hervor, indem er sagte: „Ich bin dafür, zu gehen, und ich gehe in einer Minute, wenn wir mit weißen Soldaten vermischt gehen. Ich will euch sagen, warum ich vermischt gehen will. Wenn wir vermischt gehen, haben wir ehrlich' Spiel. Aber kriegen sie ein Regiment aus lauter Negern, so stellen sie die ganz voran, und Freund und Feind schlagen zusammen jeden von uns tot. Das sage ich, Sir (augenrollend), und ich geh' nicht so, Sir. Ich gehe keinen Schritt, außer vermischt. Reht, Sir!“ Seine Rede fand Beifall, und man beschloß, nur „vermischt“ gehen zu wollen.

Eine Wagner-Anecdote erzählt eine englische Zeitung aus den „Erinnerungen“ des bekannten Pianisten Reizenauer: „Als Wagner, der schon einen Weltruhm genoss, nach London kam, um zum ersten Male ein Konzert aus seinen eigenen Werken zu dirigieren, führten ihn seine Freunde auch bei Lord Pittin ein, der damals eine hervorragende Rolle in der Londoner Gesellschaft spielte, aber wohl der musikalischste Mensch in den ganzen drei Königreichen war. „Wo werden Sie auftreten?“ fragte der edle Lord den Komponisten. „In St. James' Hall“, antwortete Wagner, „und ich hoffe, daß Eure Excellenz mir die Ehre geben werden, zu erscheinen.“ Acht Tage nach dem Konzert traf Lord Pittin Wagner auf einer Gesellschaft, die zu Ehren des Meisters veranstaltet worden war, und überschüttete ihn sogleich mit einer Flut von Komplimenten. „Ich habe Ihrer Vorstellung beigewohnt“, sagte er freundlich, „und ich muß Ihnen gestehen, ich habe mich selten so gut amüsiert, Sie sind wirklich äußerst komisch, Herr Wagner.“ Auf diese Bemerkung hin machte Wagner ein sehr erstauntes Gesicht, und auch die Umstehenden hörten auf, sich zu unterhalten, und hörten verwundert zu. „Ich sage Ihnen“, fuhr der Lord lebenswüthig fort, „ich habe eine halbe Stunde gebraucht, bis ich Sie mit Ihrem schwarzen Gesicht und Ihrer welligen Bodenperücke wiedererkannt habe.“ Lord Pittin war an jenem Abend aus Versehen in „Christy Minstrel Hall“ gegangen und hatte der Vorstellung eines Negerkomikers beigewohnt . . .



Zur „Rechtfertigung“ des Buffards schreibt ein Mitarbeiter aus Oberhessen der „Misch. Jägerztg.“, er habe in langjähriger Erfahrung gefunden, daß ungefähr die Hälfte sonst ganz praktischer, tüchtiger Jäger es nicht fertig bringt, die Unterscheidungsmerkmale der Raubvögel in ihrem Gehirn festzuhalten, und daher kommt es, daß so häufig die Taten des Habichts auf Konto des Buffards gesetzt werden. Ich habe letzteren als einen harmlosen Burschen kennen gelernt, der hauptsächlich in bösen Verdacht kommt, weil er gern die Reste des vom Habicht geschlagenen Wildes fröst. Nie habe ich den Buffard auf ein lebendes Wild stoßen sehen. Haushühner, Tauben und Krähen wissen ihn vom Habicht sehr gut zu unterscheiden und sind in dieser Beziehung vielen Jägern überlegen. Im Fluge unterscheidet man — selbst auf weite Entfernungen — den Habicht vom Buffard an seinem energischeren, schnelleren Flügeschlag. Sind Krähen in der Nähe, so werden sie ihn sofort mit ihrem charakteristischen Warnungsgeschrei begleiten, was sie beim Buffard nicht tun, höchstens treiben sie diesen in der Brutzeit aus der Nähe ihres Horstes.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer.
Luft und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten.